

Die Lust am sicheren Untergang

Antoch, Robert F.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Antoch, R. F. (1995). Die Lust am sicheren Untergang. *Journal für Psychologie*, 3(2), 42-53. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-22407>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Die Lust am sicheren Untergang*

Robert F. Antoch

Zusammenfassung: Lust und deren Sicherung stehen immer in einem gewissen Gegensatz zueinander: Wenn Lust Bewegung, Veränderung, Aufregung und Wagnis einschließt, dann besteht Sicherung allemal in einer Minimierung jedweden Risikos. Wer also beides – Lust *und* deren Sicherung – will, befindet sich auf einer Gratwanderung. – Wenn nun der Sicherung ein allzu großer Anteil der Lustmöglichkeiten geopfert wird, kommt es zu psychischen Störungen. Im Einzelleben ist dies der Ausgangspunkt für die Entwicklung von seelischen Krankheiten: in ihnen wird, meist unbewußt, die Sicherung zum Haupt- und Selbstzweck des Lebens. Im Zusammenleben mit anderen Menschen sind es Besitz, Macht und Ausbeutung, die solche Sicherungen zu garantieren scheinen – auch um den Preis von Gewalt oder Krieg. Wie die Geschichte lehrt, ist die Lust an solchen Sicherungen aber eine Lust am sicheren Untergang. Und die stellt eigentlich so etwas dar wie einen sozialen Zwang oder eine kollektive Sucht – entsprungen der verzweifelten Suche nach Bestätigung des unsicheren Selbst bzw. der in Frage gestellten kollektiven Identität.

*Zuviel Sicherheit macht, daß wir uns
unsicher fühlen.
Wo nicht, sollte sie es doch vielleicht.*

David Cooper (1978, 14)

Apocalypse now?

Die Lust am sicheren Untergang – das klingt wirklich paradox. Unzweifelhaft ist derzeit die Angst vor bevorstehenden Katastrophen weit verbreitet. In einer ihrer April-Ausgaben kommt die Illustrierte *STERN* mit einem *STERN-EXTRA* heraus, das den bezeichnenden Titel trägt „Zeitbombe Mensch“, und im Mai weiß die Zeitschrift *Psychologie Heute* genau, wann das letzte Stündlein in der Geschichte der Menschheit geschlagen hat: Es ist Freitag, der 13. November im Jahr 2026.

Was da so marktschreierisch daherkommt, hat ganz offenbar einen sehr ernsthaften Hintergrund. „Am 18. November 1992“, so schreibt Horst-Eberhard Richter in seinem Buch *Wer nicht leiden will, muß hassen*, „haben sich 1 600 Wissenschaftler aus 69 Ländern, darunter 101 Nobelpreisträger, mit einer dringenden *Globalen Warnung* an die Weltöffentlichkeit ... gewandt. In ihrem Text haben sie kurz, präzise und allgemeinverständlich aufgelistet, wodurch die Weltgemeinschaft ihr eigenes Überleben und das Leben auf der

Erde überhaupt akut bedroht: Vergiftung der Atmosphäre, Ausplünderung der Grundwasservorräte ..., Verschmutzung der Meere, Zerstörung von Böden ..., Dezimierung der Wälder, insbesondere der tropischen Regenwälder, voraussehbare Ausrottung eines Drittels der lebenden Arten bis zum Ende des 21. Jahrhunderts – und dies alles bei völlig ungenügenden sozialen und wirtschaftlichen Maßnahmen zur Drosselung des explosiven Bevölkerungswachstums. Anstatt diese drängenden gewaltigen Probleme entschlossen anzugehen, so die Wissenschaftler, verpulvere die Weltgemeinschaft jährlich mehr als eine Trillion Dollar für die Vorbereitung und das Führen von Kriegen. Wörtlich heißt es dann: „Nicht mehr als eine oder ein paar Dekaden verbleiben, um die akuten und die voraussehbaren Bedrohungen für die Menschheit noch abzuwenden ... Entweder es gelingt eine fundamentale Umstellung in unserer Fürsorge für die Erde und das Leben auf ihr, oder wir gehen einem unermeßlichen Elend und einer irreparablen Verstümmelung unserer globalen Heimstatt entgegen“ (1993, 15 f.).

Damit ist der Untergang also klar prognostiziert; er scheint sicher zu sein. Weniger klar ist, was man daraufhin vermuten möchte: daß wir alle eine panische Angst vor diesen Ereignissen haben. Denn diese Angst, wie wohl in aller Munde – sie ist so durchschlagend und so handlungsanleitend nirgends zu entdecken. Gibt es da also andere, stärkere Gefühle, die dieser zu erwartenden Angst

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Individualpsychologie (DGIP) im Juni 1994.

entgegenstehen? Haben wir mit einer Gegenkraft, mit so etwas wie einer „Lust am Untergang“ oder mit einem „Todestrieb“ zu rechnen?

Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin, so lautete ein provokatorischer Spruch in den 70er Jahren. Wenn ich den Spruch in Richtung meines Themas abwandle, wird eine eher nachdenklich stimmende Frage daraus: Wie kommt es, daß so viele von irreparablen Schäden und von Untergang reden, und sich fast keiner so richtig darum kümmert? „Am 30. Mai ist der Weltuntergang, wir leben nicht mehr lang“, singt der fröhliche Rheinländer zur Karnevalszeit: Ist das die Lust am sicheren Untergang? – Bevor wir in der Vielzahl der Fragen verlorengelangen und anspruchsvolle Antworten suchen, die uns mit der Vielschichtigkeit tiefenpsychologischer Erklärungsmuster konfrontieren, möchte ich Ihnen eine Geschichte aus der SUFI-Tradition erzählen, die das Problem auf eine anschauliche Weise illustriert.

Die Geschichte von den Menschen auf der Insel

„Die Einwohner einer Insel sehnten sich danach, in ein anderes Land auszuwandern, in dem sie ein gesünderes und besseres Leben führen könnten. Das Problem war, daß die praktischen Künste der Schifffahrt und des Schwimmens bei diesen Leuten nie entwickelt worden oder schon vor langer Zeit verloren gegangen waren. So gab es unter ihnen einige, die sich einfach weigerten, über Alternativen zum Leben auf dieser Insel nachzudenken. Andere versuchten, an Ort und Stelle ihre Probleme zu lösen, ohne an eine Überquerung des Wassers zu denken. Ab und zu erfand einer der Inselbewohner die Kunst des Schwimmens aufs neue, und manchmal kam auch ein hoffnungsvoller Schüler zu so jemandem, der das Wasser zu überqueren wußte. Doch meist entwickelte sich dann folgender Dialog:

Ich möchte schwimmen lernen. – *Möchten Sie einen Vertrag aushandeln?* – Das ist nicht nötig. Ich muß nur meinen Sack Kohlköpfe mitnehmen können. – *Was für Kohlköpfe?* – Na, das Essen, das ich auf der anderen Seite brauchen werde. – *Dort gibt es besseres Essen.* – Wie kann ich das wissen? Ich kann doch nicht sicher

sein! Nein, meine Kohlköpfe muß ich auf alle Fälle mitnehmen. – *Aber mit einem Sack Kohlköpfe können Sie nun mal nicht schwimmen.* – Dann kann ich auch nicht mitkommen. Sie nennen es eine Last, ich nenne es eine lebenswichtige Nahrung“ (Shah 1991; zit. n. Maturana & Varela 1987, 268 f.).

Die Kohlköpfe haben Namen: Sie heißen „Vorstellungen“, „Vermutungen“, „Vorurteile“ und „Feindbilder“ oder auch „Gewohnheiten“, „Gewißheiten“ und „Selbstverständlichkeiten“.

Die Geschichte legt den Mut zum Loslassen, zur Aufgabe alter Sicherheiten nahe. Häufiger hat sie allerdings zwei andere Ausgänge: Die Schüler begraben ihre Hoffnungen, nicht ohne die schlimmen Verhältnisse auf der Insel anzuklagen und die unfähigen Lehrer, oder sie schwimmen doch – weil nicht sein kann, was nicht sein darf – mit den Kohlköpfen los. In beiden Fällen ist die Sicherheit genauso sicher wie der Untergang. Die Inselbewohner hätten allen Grund, aus alten Verhältnissen auszusteigen und neue Möglichkeiten ins Auge zu fassen. Sie erweisen sich aber als lernunfähig – warum? Warum machen sie trotz allen Unbehagens und entgegen allen warnenden Prognosen lieber weiter wie bisher, statt ernsthaft eine Änderung ins Auge zu fassen?

Ihre Devise scheint zu sein: Festhalten am Gewohnten. Hinzu kommt ein unabweisbares Mißtrauen gegen Alternativen, die es nahelegen, den angestammten Besitz, die alten Sicherheits-Garantien aufzugeben. Der Spatz in der Hand – wiewohl zum Leben zu wenig und zum Sterben noch zuviel – ist ihnen lieber als die Taube auf dem Dach. Wir haben es also zu tun mit einem Unbehagen am Gegebenen. Individualpsychologisch gesprochen ist das eine klassische Mangellage. Sie ist verbunden mit einem Mißtrauen und einer Angst, das Problem anzugehen. Der Überwindung der Mangellage, dem lebendigen Streben nach Lust, nach Vermeidung bzw. Überwindung von Unlust, dem Streben nach Selbstverwirklichung steht die Haltung entgegen, sich wider besseres Wissen an der scheinbaren Sicherheit des Gegebenen festzuklammern und mögliche Änderungen dadurch abzuwehren, daß man sie aus Angst vor dem Risiko von Neuerungen als prinzipiell verdächtig abweist.

„Todestrieb“ oder „neurotische Sicherungstendenz“?

Meine These ist nun, daß dies nicht eine Außerkräftsetzung des Lustprinzips zugunsten einer anderen Triebkraft ist, sondern daß es sich um eine Entartung des Lustprinzips handelt. Freud hat die Einführung einer Gegenkraft zum Lustprinzip für nötig gehalten und ihr den Namen „Todestrieb“ gegeben. Ich denke, daß es der Annahme eines Triebes nicht bedarf. Es scheint mir vielmehr die Durchsetzung des Lustprinzips selber zu sein, die hier entartet. Diese Fehlform hat zu tun mit einer Abkehr von der Realität und vom Lebensprinzip der Überwindung: daß Menschen diese Überwindung von Problemen in der Außenwelt unter bestimmten Bedingungen nicht mehr wagen. Unter dem Titel „Lust am sicheren Untergang“ will ich zeigen, daß die Entartung des Lustprinzips dazu führt, daß wir unter bestimmten Umständen angesichts des sicheren Untergangs unser Handeln nicht einsichtig umstellen und verändern können. Diese realitätsblinde Wiederholung fehlgeschlagener Problemlösungsversuche hat Adler 1912 der „neurotischen Sicherungstendenz“ zugeschrieben (Adler 1972, 63; als Urheber dieses Begriffs nennt er dort übrigens Furtmüller 1912).

Ein Ansatz zur kritischen Beschäftigung mit dem Thema Sicherung findet sich aus der gleichen Zeit interessanterweise auch bei Freud. In seinen *Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens* aus dem Jahre 1911 merkt er folgendes an: „In Wirklichkeit bedeutet die Ersetzung des Lustprinzips durch das Realitätsprinzip keine Absetzung des Lustprinzips durch das Realitätsprinzip, sondern nur eine Sicherung desselben. Eine momentane, in ihren Folgen unsichere Lust wird aufgegeben, aber nur darum, um auf dem neuen Wege eine später kommende, gesichertere zu gewinnen“ (1975, 22).

Das Realitätsprinzip wird hier nicht gegen das Lustprinzip gestellt und ist auch nicht dazu da, das Lustprinzip zu ersetzen, sondern die Erreichung seiner Ziele zu sichern. Das Realitätsprinzip dient der Sicherung des Lustserwerbs und der Erhaltung der Lust, aber die Sicherheit verdrängt nicht die Lust, indem sie sich etwa selbst als Ziel setzt. Das Realitäts-

prinzip wird in den Dienst des Lustprinzips gestellt, und beide stehen in einem dialektischen, also in einem sich ausschließenden und gleichzeitig ergänzenden Verhältnis zueinander.

Dieses dialektische Verhältnis zwischen Lust- und Realitätsprinzip kann freilich entdialektisiert werden; es nimmt dann eine andere, eine lebensfeindliche Funktion an, und darin liegt die oben angesprochene Entartung, nämlich in der Sicherung um jeden Preis, auch um den Preis der Lust und des Lebens selbst. In seiner Schrift *Das Unbehagen in der Kultur* weist Freud darauf hin, daß „der Kulturmensch ... für ein Stück Glücksmöglichkeit ein Stück Sicherheit eingetauscht (hat)“ (1974, 243). Hier ist die Sicherheit, die zuvor noch das Attribut einer neuen, besseren Form von Lustgewinnung und damit der aktiv-konstruktiven Auseinandersetzung mit Bedürfnissen und Mangellagen gewesen war, selbst zum Zweck des Handelns geworden. Statt aktiv und unter gewissen Risiken nach Lust und Glück zu streben, drängt „die Aufgabe der Leidvermeidung die Lustgewinnung in den Hintergrund“ (ebd., 209). Zwar drängt sich nach Freud „die uneingeschränkte Befriedigung aller Bedürfnisse ... als die verlockendste Art der Lebensführung vor, aber das heißt, den Genuß vor die Vorsicht setzen und straft sich nach kurzem Betrieb“ (ebd., 209).

Daß es kurzsichtig ist, ohne Vorsicht und Rücksicht auf Genuß zu setzen, muß nicht näher erläutert werden; was aber passiert, wenn wir die Vorsicht konsequent vor den Genuß setzen, wenn wir vor lauter Sicherungsstreben die Bedürfnisse, die es zu befriedigen gilt, gar nicht mehr wahrnehmen, wenn am Ende das Leben selbst uns zu unkalkulierbar vorkommt und wir zur Maximierung der Sicherheit Verhältnisse erstreben, die die Unwägbarkeit von Leben schlechthin negieren und auf Tod und Stillstand, auf Untergang des Lebens hinauslaufen? – Und was kann uns zu einem solchen Verhalten verlocken?

Freuds spätere Antwort auf diese Frage ist die Annahme, „es müsse außer dem Trieb, die lebende Substanz zu erhalten und zu immer größeren Einheiten zusammenzufassen, einen anderen, ihm gegensätzlichen geben, der diese Einheiten aufzulösen und in den uranfänglichen, anorganischen Zustand zurück-

zuführen strebe“ (ebd., 246). Er nennt diesen Trieb „Todestrieb“ und siedelt in ihm „die angeborene Neigung des Menschen zum ‚Bösen‘, zur Aggression, Destruktion und damit auch zur Grausamkeit“ (ebd., 248) an.

Hilft die Annahme eines Triebes?

Ich will und kann an dieser Stelle die Auseinandersetzung mit dem Triebbegriff im allgemeinen und dem „Todestrieb“ im besonderen nicht führen. Allerdings möchte ich keinen Hehl daraus machen, daß mir die Todestrieb-Hypothese weder hilfreich noch notwendig erscheint. Hilfreich ist sie nicht, weil die Annahme, daß der Mensch „böse“ sei, allzuoft die Überlegungen lähmt bzw. überflüssig erscheinen läßt, unter welchen spezifischen Umständen und Bedingungen Menschen sich rücksichtslos, „böse“ und gewalttätig verhalten; notwendig ist sie nicht, weil gerade der Ansatz des frühen Freud und seine Weiterentwicklung durch verschiedene Analytiker deutlich machen, daß der Umgang mit der Dialektik zwischen dem Lustprinzip und dem auf Sicherung gerichteten Realitätsprinzip das Entscheidende ist. Wenn die widerspruchsvolle Spannung ausgehalten und aufgegriffen wird, erhöht sich die Chance zu einer flexiblen Anpassung und damit zu mehr Leben, Lebensqualität, Befriedigung und Lust; wird die Spannung zwischen „Lust“ und „Risiko“ dagegen verdrängt oder verleugnet, dann führt das mit hoher Wahrscheinlichkeit zu weniger Lebensqualität, zum Stillstand des Lebens – und mithin zum sicheren Untergang.

Der Dialektik zwischen Lust- und Realitätsprinzip, die Freud in seinen oben zitierten Äußerungen aus dem Jahre 1911 im Auge hatte, haben Joffe und Sandler in ihren Veröffentlichungen aus den 60er Jahren nachgeforscht. Sie gingen von der Beobachtung aus, „daß das Bedürfnis, den Zustand des Wohlbefindens und der Sicherheit zu wahren, dem Verlangen nach sinnlicher Lust vorgezogen werden kann“ (1967, 160). Sie schlossen daraus, daß die Hypothese des Gegensatzes von Lust- und Realitätsprinzip dem Prozeß des Lebensvollzugs solange nicht gerecht werden könne, solange sie als antagonistische Gegenspieler aufgefaßt werden. Vielmehr sei daran zu erinnern, daß das Realitätsprinzip eine Si-

cherung des Lustprinzips darstelle und „daß seine Berücksichtigung ... zu Lusterwartung und zu einem Gefühl von Sicherheit oder zu beidem gleichzeitig“ führe (Sandler & Joffe 1969, 472). Das so verstandene Lustprinzip setzt in dieser Vorstellung den Motor des Austausch- und Anpassungsprozesses zwischen Individuum und Umwelt in Gang, die Beachtung des Realitätsprinzips sorgt für die Vermeidung von Kurzschlüssen, und der Grad des Sicherheitsgefühls ist das Kriterium der erfolgreichen Leistung.

Mit anderen Worten: Das Bedürfnis nach Erhaltung des Sicherheitsgefühls tritt als eigenes Ziel neben die Lust auf direkte Triebbefriedigung; die beiden können sich gegenseitig verstärken, können aber auch in Konflikt miteinander treten. Und eben diese Konfliktmöglichkeit ist für Sandler und Joffe wie auch für Adler der springende Punkt: „Der Konflikt zwischen dem Bedürfnis nach Erhaltung der Sicherheit und dem Bedürfnis nach Lustgewinn ist möglicherweise der Vorläufer jedes neurotischen Konflikts. Eine Tätigkeit, die zur Lust führt, kann gehemmt werden, wenn sie das Niveau des Sicherheitsgefühls herabsetzt“ (Sandler & Joffe 1969, 470).

So scheint es also in der Tat nicht notwendig, die Freudsche Hypothese des Todestriebs zu übernehmen. Ein vom Streben nach Lust abgekoppeltes und um seiner selbst willen verfolgtes Sicherungsstreben setzt in seiner absoluten Entgegensetzung zum Lustprinzip schon tödliche Gefahren genug frei. Statt den Zug zu größeren Einheiten durch den lebendigen Austausch von Individuum und Umwelt zu fördern und zu erhalten, bleibt dem vom Sicherungsstreben überfluteten Individuum nichts anderes übrig, als eben diese angestrebten Zusammenhänge aufzuspalten und zu entdialektisieren.

Adler hat diese Neigung zur selbstzweckhaften Verabsolutierung des Sicherheitsgefühls als „Ausschaltung aller Beziehungen zum Leben“ und damit als einen „Ausdruck des Schwächegefühls“ gewertet (1982, 199 f.). Um das unsichere Gleichgewicht zwischen den eigenen Gefühlen und Bedürfnissen und den Anforderungen der Außenwelt nicht zu gefährden, werden die lebensbegründenden und lebensnotwendigen Beziehungen zu ihr entwertet oder ganz aufgegeben – das Individuum versinkt in lebensbedrohlicher (weil re-

alitätsunangemessener) Selbstbezogenheit. Mit dem Abbruch der risikvollen Beziehungen zur sachlichen und sozialen Umwelt, mit dem Gefühl, allein und nicht im Bezugsrahmen der Natur und einer sozialen Gemeinschaft zu leben, mit dieser Abkapselung wird in der Tat für ein Stück Glücksmöglichkeit ein Stück scheinbare Sicherheit eingetauscht.

Paradoxaerweise wächst die Gefahr dazu mit dem Grad der existenziellen Verunsicherung: „Je größer das Minderwertigkeitsgefühl, umso dringender und stärker wird das Bedürfnis nach einer sichernden Richtungslinie“, sagt Adler (1972, 69). Denn das menschenmögliche Glück, die geglückte Überwindung von Mangellagen, hat zur unabdingbaren Voraussetzung, sich auf eben diese Mangellagen, also auf prinzipiell ungesicherte Verhältnisse in der Umwelt einlassen zu können.

Als Pole eines dialektischen Verhältnisses bilden die scheinbar absoluten Gegensätze „Lust“ und „Risiko“ eben auch eine untrennbare Einheit: Wer das Risiko ausschalten und Lust mit absoluter Sicherheit erringen will, verliert gerade das, wofür er sich so eifrig bemüht. Die Abstraktion der Sicherung, die absolut gesetzte abstrakte Sicherheit als Wert an sich, wirkt sich lust- und am Ende lebensfeindlich aus. Das Ergebnis einer solchen Einstellung beschreibt Adler so: „Dieser Fehler des neurotischen Denkens, identisch mit zu weit getriebener Abstraktion, ist gleichfalls durch die neurotische Sicherungstendenz verschuldet; diese braucht zum Zwecke des Wählens, Ahnens und Handelns scharf umschriebene Richtlinien, Idole, Götzen, Popanze, an die der Nervöse glaubt. Dadurch entfremdet der Mensch sich der konkreten Wirklichkeit. Denn in dieser sich zurechtzufinden, erfordert Elastizität, nicht Starrheit der Psyche, eine Benützung der Abstraktion, nicht eine Anbetung, Zwecksetzung und Vergöttlichung derselben. Es gibt kein Lebensprinzip, das bis zuletzt tragfähig wäre“ (ebd., 63).

Eine kurze Fallbeschreibung

Wie zerstörerisch sich ein derart überdimensionales Sicherheitsstreben in der Biographie einzelner Menschen durchsetzen kann, will ich am Beispiel eines Patienten erörtern, der in seiner Kindheit bis hinein in seine Jugend-

zeit von einem Onkel sexuell mißbraucht wurde, ohne daß seine alleinerziehende Mutter, von der anzunehmen ist, daß sie davon wußte, ihn effektiv geschützt hätte. Das Selbstwertgefühl des Patienten ist in einem unvorstellbaren Maße geschädigt, sein Gefühl einer gesicherten Existenz unglaublich – und doch nachvollziehbar – gestört, seine Suche nach Lust, nach Befriedigung, Bestätigung und Anerkennung aufs grausamste verwirrt. Nachdem er sich auf schwierigen Umwegen aus seiner Herkunftsfamilie hat lösen können, war es ihm gelungen – und er mußte sich ja beweisen! –, seine juristischen Staatsexamina mit Bravour abzuschließen. Ich weiß nicht, ob Sie sich vorstellen können, was das heißt für jemanden, der sich und anderen ständig, täglich, stündlich, ja in jeder Minute beweisen muß, daß er nicht unwert ist und schafft, was man von ihm verlangt. Gleichzeitig stand er natürlich dem, was man von ihm verlangte, äußerst kritisch gegenüber, war ständig auf der Hut vor Übergriffen und hielt sich jederzeit bereit, seinen Lehrern und Prüfern Fehler nachzuweisen. Für den Fall, daß ihm jemals ein Prüfer einen Fehler nachweisen und ihn gar durchfallen lassen würde, hatte er mir definitiv seinen Selbstmord angekündigt!

In seinem Beruf wurde er ein gefürchteter Anwalt im Arbeitsrecht: Die Fragen, ob von jemandem bestimmte Leistungen zurecht oder zuunrecht gefordert werden konnten, ob jemand ausgebeutet und schlecht behandelt wurde und vor allem auch sexuelle Übergriffe am Arbeitsplatz beschäftigten ihn so, daß er von diesen Verfahren träumte. Die ganze Aggressivität, die er im Berufsalltag nur verbal ausdrücken konnte, kam in diesen Träumen zum Ausdruck, Mord und Totschlag mit Messern und Fallbeilen waren an der Nachtordnung. Er selbst kam darin genauso oft als Täter wie als Opfer, als Delinquent wie als Richter vor. Die Urteile ließen kein Quäntchen Unsicherheit mehr offen, sie schafften immer die herbeigesehnte letztgültige Sicherheit und Klarheit, wie sie nur von Endlösungen erwartet wird: Wie bei *Alice im Wunderland* lauteten sie wieder und immer wieder auf „Kopf ab!“

Es waren also absolut eindeutige, sichere und klare Verhältnisse, die da geschaffen wurden. Die überkompensatorische Suche

des total Verunsicherten nach dem Gegenteil, der totalen Sicherheit, dieser (vgl. Wexberg 1926, 440) „Sinn und Zweck eines jeden neurotischen Symptoms“, trat aber nicht nur in seinen Träumen zutage. Das Alles-oder-Nichts, das so schnell in Destruktivität und auch in Autoaggression bis hin zu Selbstmordphantasien einmündet, zeigte sich sehr deutlich auch in seinen sozialen, insbesondere auch in seinen sexuellen Beziehungen. Einerseits war er sich nicht sicher, ob er sich mehr zu Frauen oder zu Männern hingezogen fühlte. Andererseits lebte er die meiste Zeit dieser mehrjährigen Analyse mit einer Frau zusammen, die er quälte, wenn er sie liebte und von der er sich quälen ließ, um sich zu beweisen, daß er sie liebte, sie ihn aber nicht. Wollte er mit ihr schlafen, hatte sie keine Lust und/oder ihre Tage; wollte sie mit ihm schlafen, hatte er Kopfschmerzen und/oder Erschöpfungszustände; es konnte ihn dann aber auch zu einem Freund treiben oder auf eine Tour durch einschlägige Lokale, in denen man Männerbekanntschaften knüpfen kann. Wegen solcher Kontakte, bei denen es zu sexuellen Handlungen übrigens nur in Ausnahmefällen kam, konnte er sich dann tagelang verachten und mit Vorwürfen peinigen und peinigen lassen.

Es müssen solche und ähnliche Verhältnisse gemeint sein, die der amerikanische Psychologe und Konstruktivist George A. Kelly im Auge hatte, als er davon sprach, daß er Feindseligkeit nicht so sehr für ein dunkles Erbe des Menschen von seinen tierischen Ahnen hält. Ähnlich wie bei Adler ist auch für Kelly Feindseligkeit vielmehr eine Form der Erschleichung von Gewißheit, die man anders nicht haben könnte. Destruktivität und Feindseligkeit erfüllen für ihn das Muster einer self-fulfilling-prophecy, einer Prophezeiung also, die wir mit eigenem Nachdruck in Erfüllung gehen lassen: Wir werden feindselig, „um die Gewißheit, die wir eigentlich nicht haben können, zu erzwingen: Wir drangsalieren andere solange, bis sie sich auf eine Art und Weise verhalten, die unseren Vorhersagen entspricht ... Wenn sie sich wehren, [liefern sie] mit ihren Gegenangriffen den ‚Beweis‘ für die Richtigkeit einer sorgsam gehätschelten Theorie ..., die besagt, daß sie Feinde seien“ (Bannister & Fransella 1981, 26). „Das Leben“, so kommentiert die Kolle-

gin Thea Bauriedl solches Verhalten, „wird mit der Fähigkeit zur Kontrolle des Lebens und der Lebendigkeit verwechselt“ (1992, 88). Antrieb für diese Verwechslungen bzw. Ersetzungen sind ihrer Meinung nach Gefühle wie die der Unangreifbarkeit und Omnipotenz; Gefühle von Macht- und Wertlosigkeit, also Minderwertigkeitsgefühle, würden auf diese Weise abgewehrt.

Neurotisches Sicherungsstreben in der Friedenspolitik

Natürlich sind nicht nur zwischen einzelnen Menschen, sondern auch im zwischenstaatlichen Bereich Feindbilder von äußerster Wichtigkeit. Unter ihrer Herrschaft werden gewissermaßen zwanghaft die Sicherheit und die Ordnung aufrechterhalten, wie sie zuvor entstanden sind. Genau das haben wir beim Fall der Mauer und beim Zusammenbruch der jahrzehntelangen Ost-West-Feindschaft erlebt. Hätten wir nicht alle froh sein können, uns neu einrichten können in einer Welt ohne Feinde? Oder wenigstens neugierig darauf, ob es eine solche Welt gibt? – Vielleicht! Aber wenn wir nun ein Weltbild verteidigen müssen, in dem Feinde fest eingeplant sind? Dann dürfen wir uns über die neuen Zustände nicht freuen, sondern müssen vielmehr nach Beweisen für die Gültigkeit der alten Theorien fahnden. Dieses Sicherheitsbedürfnis, das Kelly oder Adler im Auge hatten, funktioniert so, wie Hebbel es einmal erklärt hat, warum manche Menschen in jeder Suppe ein Haar finden: Sie sitzen solange vor dem Teller und schütteln solange mit dem Kopf, bis ein Haar hineinfällt ...

Wie pervers, ich meine im wahrsten Sinne des Wortes „verdreht“, dieses Denken ist, wird nicht nur in seinen tödlichen Handlungskonsequenzen deutlich, sondern auch an seinen geistigen Ergüssen. Ein paar Liedzeilen, die offenbar zur Förderung der Wehrhaftigkeit in der früheren DDR entstanden sind, lauten: „*Vom Frieden träumen bringt nichts ein/wer schützt die junge Saat?/Die Taube muß gepanzert sein,/darum bin ich Soldat.*“

Den Frieden für ein hohes Gut zu halten, nützt wenig oder gar nichts, so lautet die Botschaft dieses Liedchens, wenn der Friede nicht aktiv geschützt wird. Soweit, denke ich

mal, entspricht der Liedtext der Erfahrung der Geschichte und der allgemeinen Lebenserfahrung der meisten Menschen. Dann aber setzt so etwas ein, was Thea Bauriedl einmal sehr treffend als „die Automatik des Zurückschlagens oder des vorbeugenden Zuschlagens“ (1992; 126) bezeichnet hat. Denn daß der notwendige Schutz mit Panzern, mit Waffen und Soldaten aufrechterhalten werden kann, entspricht den Lehren der Geschichte nicht. Im Gegenteil: Wir erleben jeden Tag aufs neue, daß militärische Optionen, wenn überhaupt, nur zu mehr oder weniger kurzfristigen Beruhigungen führen, daß langfristig mit Gewalt aber immer nur der Keim zur Gegengewalt gelegt und damit ein Teufelskreis der Gewalt in Gang gesetzt wird.

Das unfreiwillig Komische und dadurch doch wieder Erhellende an dem verunglückten Bild der gepanzerten Taube halte ich für ein treffendes Beispiel für luziden Wahnsinn, der weitverbreitet, aber dennoch (oder deshalb!) kaum erkannt ist. Schließlich weiß jeder, daß eine gepanzerte Taube ihrer Aufgabe, den Frieden zu verbreiten, nicht nachkommen kann. Klar ist vielmehr, daß sie abstürzen muß, wenn sie sich überhaupt je in die Luft erheben kann. So böte das merkwürdig gelungen-verunglückte Bild der gepanzerten Taube also einen soliden Grund, nicht Soldat zu werden – aber die private Logik des Liedes fordert das Gegenteil!

Freilich bleibt die Frage, wie der Friede zu schaffen, zu schützen und zu erhalten sei, trotzdem bestehen. Ihn militärisch schützen zu wollen, wäre in dem hier aufgezeigten Zusammenhang als der symptomatische Lösungsversuch unserer bisherigen Geschichte bis in die heutige Zeit hinein zu begreifen. Aber wie schützen wir uns vor dem Wiederholungszwang, an dieser Lösungsversuchen festzuhalten, obwohl sie sich längst als unzweckmäßig erwiesen haben? – Es liegt auf der Hand, daß wir etwas Geeigneteres erfinden müssen, um Mord und Totschlag zu verhindern, als mit Mord und Totschlag zu drohen.

Die Beschäftigung mit der lebensentscheidenden Frage hat weniger Konjunktur, als wir angesichts des durch Militärs verursachten weltweiten Niedergangs von Menschenrecht und Menschenwürde vermuten könnten. Zu mächtig wirkt der Wiederho-

lungszwang. Zu verführerisch und voller Selbstbestätigung schien für die meisten und eben auch für unsere Politiker die Vorstellung, das atomare Patt zwischen den Großmächten hätte uns über 40 Jahre lang den Frieden erhalten. Trotzdem hat es durch die Geschichte hindurch bis heute immer wieder neue Anstöße zu nicht-militärischen gewaltfreien Lösungsversuchen gegeben.

Eine davon ist im Jahr nach dem Golfkrieg von diesem Ort, von der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg ausgegangen. In ihr wird vorgeschlagen, dem Militär-einen „Zivilen Friedensdienst“ gegenüberzustellen. Dieser Dienst „soll eine bessere, den Problemen der Zukunft angemessenere Alternative zum Einsatz bewaffneter Gruppen in Konfliktsituationen und Krisengebieten darstellen und diese schließlich überflüssig machen. Es handelt sich also im Ansatz um keine neue Variante des bekannten zivilen Ersatzdienstes, sondern um ein funktionales Äquivalent zum Militärdienst. Dafür ist eine gründliche Ausbildung in gewaltfreier Konfliktaustragung im allgemeinen und in Sozialer Verteidigung im besonderen vorgesehen“ (Ev. Kirche 1992, 5). „Ziel der Einsätze sollen vorbeugende Maßnahmen im Vorfeld gewaltsamer Konflikte, die Beendigung und Überwindung gewaltsamer Auseinandersetzungen, die Suche nach konsensfähigen Lösungen und die Unterstützung der Kräfte sein, die für Versöhnung, gewaltfreie Konfliktaustragung und die Herstellung gerechter Verhältnisse eintreten“ (BSV 1994, 6).

Gewaltfreie Konfliktaustragung – das hört sich angesichts der Greuel, mit denen wir auch und gerade in letzter Zeit immer wieder konfrontiert werden, wahrlich utopisch an. *Die tödliche Utopie der Sicherheit*, so ein Buchtitel von Erhard Eppler (1983) – einer Sicherheit, die durch das sog. Gleichgewicht des Schreckens suggeriert wird –, scheint da allerdings stärker zu sein. Menschen, die sich zur „Friedensbewegung“ zählen, und Parteien, die eine konsequente Eindämmung militärischer Aktivitäten oder sogar den Austritt aus der NATO propagieren, werden deshalb auch gerne der Lächerlichkeit oder Verachtung preisgegeben. Dabei fällt es mir nicht schwer, nachzuvollziehen, daß so schnell keiner der Verantwortlichen auf seine militärischen Sicherheits-Garantien verzichten will. Aber der

Haß, die Unversöhnlichkeit und die Entwertung, mit der man solchen Vorschlägen zur nicht-militärischen Friedenssicherung in der Regel begegnet, lassen mich aufhorchen. Ganz offensichtlich werden dabei Empfindlichkeiten berührt, die tief verwurzelt sind. Wo liegt der Grund dafür, daß Alternativen zum Militär in der Öffentlichkeit unseres Landes so wenig und so wenig ernsthaft diskutiert werden? Gerade die Bundesrepublik, in deren Grundgesetz militärische Operationen derzeit noch eingeschränkter sind als in anderen Verfassungen, wäre dazu der richtige Ort gewesen. Statt dessen erleben wir in diesem Superwahljahr ein unseliges Gerangel darum, daß deutsche Soldaten – mit oder ohne Segen durch die Verfassung – endlich auch an weltweiten militärischen Einsätzen teilnehmen dürfen und messen an dieser Erlaubnis, ob wir nun auch tatsächlich wieder eine Großmacht sind.

So scheint es also – tatsächlich, so wie Adler es zu erklären versuchte – im Einzelnen wie auch im zwischenstaatlichen Verkehr um die Aufrechterhaltung eines großartigen, möglichst omnipotenten Selbstbildes zu gehen. Solche Selbstbilder haben einzelne nötig, wenn sie sich extrem schwach, hilflos und vernachlässigt fühlen, aber auch ganze Nationen haben sich immer wieder derart überkompensierte Ziele gesetzt, um mit aller Macht und um jeden Preis Schwäche und Hilflosigkeit von sich abzuwehren. Und unser Land, das allen Grund und alle Erfahrung hätte, in diesen Überkompensationen selbst die eigentliche Gefahr zu erkennen, scheint nicht anders zu können, als wiederum den Weg militärischer Größe und Bedeutung zu wählen.

Wer nicht leiden will, muß hassen

Was hindert uns nun daran, uns solchen kurzschlüssigen Verlockungen zu widersetzen, die gegen die Ohnmacht gerichteten Allmachtsphantasien als fragwürdige narzißtische Projektionen von Größe und Macht zu durchschauen und uns mit angemesseneren Mitteln der Not und dem Untergang entgegenzustemmen? In seinem kürzlich erschienenen Buch. *Wer nicht leiden will, muß hassen* gibt Horst-Eberhard Richter (1993) schon

mit dem Titel eine bemerkenswerte Antwort auf diese Frage (der er übrigens im Jahr 1979 unter dem Titel *Der Gotteskomplex* schon einmal ein ganzes Buch gewidmet hatte). Mit dem sich beschleunigenden Fortschritt der letzten Jahrhunderte und Jahrzehnte seien die Menschen zu der Auffassung gelangt, daß sie – wenn sie sich nur immer mehr und mehr anstrengten – sich mit eigener Kraft aus den Nöten und Belastungen ihrer Existenz befreien und am Ende gar erlösen könnten. Um ihre Abhängigkeit und Unmündigkeit abzustreifen, sei der frühere Glaube an die Gnade eines Gottes durch das Vertrauen in die eigene Vernunft und deren sicheren Fortschritt ersetzt worden. Das Gefühl der Unabhängigkeit und der absoluten Sicherheit durch den großartigen und scheinbar unbeschränkt steigerungsfähigen technischen Fortschritt – halten sie, was sie versprechen? Auf die göttliche Gnade, der man seine Fehler und Schwächen noch anvertrauen konnte, blieb man doch in Ungewißheit angewiesen. Da schien es sicherer, „die Unterwerfung unter die himmlische Autorität ... in Identifizierung“ übergehen zu lassen (Richter 1993, 25): Aus dem Glauben an Gott wurde die Überzeugung, selbst Gott oder mindestens doch wie Gott zu sein.

Allerdings ist der so als Gott Identifizierte gehalten, seine Schwäche, seine Minderwertigkeit und Fehlerhaftigkeit, seine Unvollkommenheiten, Krankheiten und nicht zuletzt auch sein Böse- und Feindselig-Sein in den Griff zu kriegen, wenn er glaubhaft bleiben will vor sich und vor allen andern. Und weil er das nicht kann, muß er es entweder leugnen oder es den bösen andern in die Schuhe schieben, also projizieren, wie wir vornehm zu sagen pflegen: *Wer nicht leiden will, muß hassen!*

Der phantastische Selbstbetrug, dem wir uns da ausliefern, kann aber auch zu Scham und Schuldgefühlen führen, die in untergründigem Selbsthaß, in selbsterstörerischer Aggression zum Ausdruck gelangen. Mit anderen Worten: Wer nicht leiden will, muß sich auch selbst hassen! – Und schließlich mündet diese Angst ein in die Gefahr, „daß man immer noch größere Feindbilder sucht und auf neue Katastrophen wartet, um sich von den leise schleichenden globalen Übeln abzulenken, in die wir alle schuldhaft ver-

wickelt sind“ (ebd., 28). In der Angst, daß unsere Fälschung der Bücher auffliegt, ähnelten wir dann Buchhaltern, die den Zusammenbruch der Firma herbeisehnen, damit im Taumel der großen Katastrophe ihre kleinen Unregelmäßigkeiten nicht mehr aktenkundig werden.

Das wäre eine Lust am sicheren Untergang, wie auch Süchtige und Selbstmörder sie erleben, die sich selbst zerstören, um sich kurzfristig die Flucht aus einer Lage zu verschaffen, in der sie ihre Minderwertigkeit und ihre Schwächen als unerträglich erleben. Auch an den Trotz des Kindes fühle ich mich erinnert, das in der Haltung „Die Mutter ist es selbst schuld, wenn ich mir die Finger erfriere – warum hat sie mir keine Handschuhe gegeben?!“ mit der Fremdbeschuldigung lieber die Selbstschädigung in Kauf nimmt, als der eigenen Verantwortung und Kraft inne zu werden und selber Abhilfe zu schaffen. – Verräterisch eng erscheinen in dieser narzißtischen Fehlkonstruktion des Verhältnisses von Selbst und Welt die Bilder von göttlicher Allmacht und kindlicher Ohnmacht aneinander gekoppelt.

Eindimensionale Lösungen für eindimensionale Menschen

Die Lust am Untergang, so paradox und widersinnig dieser Gedanke auf den ersten Blick auch erscheinen mag, ist also so absurd und so widersinnig nicht, wenn wir uns den hohen Wert bewußt machen, den für uns die Sicherheit hat. Und läuft denn unsere Warnung vor der Lust am sicheren Untergang nun darauf hinaus, auf Sicherheiten prinzipiell zu verzichten? Es ist doch letztlich auch ein Sicherungstreben, wenn wir uns vor dem Untergang bewahren wollen!

Hier zeigt sich, daß psychologische und politische Überlegungen, wie ich sie hier angestellt habe, keine rezeptartigen Lösungen bereitstellen, sondern auf ein Problem aufmerksam machen, das in konkreten Situationen zu lösen ist. Es kann ja offenbar nicht darum gehen, Sicherheitsaspekte bei unserem Handeln ganz und gar außer acht zu lassen; das Problem stellt sich vielmehr so, daß zu prüfen ist, was uns nur scheinbar und was uns wirklich sichert. Die Sicherheit, die uns vor-

gegaukelt wird und die wir uns aus Bequemlichkeit und Angst vor dem Risiko nur allzu gerne vorgaukeln lassen, besteht – um einen Begriff von Watzlawick, Weakland & Fischer (1974) aufzugreifen – in den „Lösungen erster Art“, die auf die schreckliche Vereinfachung hinauslaufen, daß mehr desselben die höchste Stufe der Sicherheit verspricht: mehr Besitz gegen die Unsicherheit, mehr Geld gegen die Gefahr der Armut, mehr Macht gegen die Ohnmacht, mehr Rüstung gegen die Bedrohung von Feinden, mehr medizinische Höchstleistung gegen den Tod.

In einer Zeit, die sich immer schneller ändert, liegen kurzschlüssige Lösungen dieser Art immer näher, und unser Verhängnis könnte darin bestehen, daß wir nicht oder erst zu spät erkennen, daß solche Lösungen die eigentliche Gefahr darstellen. Der technische Fortschritt spiegelt uns eine immer umfassendere Sicherheit und Autonomie gegenüber allem Unvorhergesehenen, immer mehr Unabhängigkeit von andern Menschen vor. Die Leibnizsche Monade der postmodernen Art sitzt vor ihrem Computer, befriedigt dort sowohl ihre Informationsbedürfnisse als auch ihre Kommunikations- und Konsumptionswünsche, und tätigt ihre Terminplanung genauso wie ihre Bankgeschäfte von diesem zentralen Steuerpult aus.

Des andern Menschen scheint es nicht mehr zu bedürfen; selbst die Sexualität ist im Zeitalter des „Cyber-Sex“ dabei, computerisiert zu werden. Verständigung und Kommunikation mit den andern haben unter diesen Umständen Konjunktur nur noch in unseren therapeutischen Settings; menschliches Miteinander und soziale Kooperation nehmen dabei etwas Spezielles, entweder Professionelles oder gar Abseitiges an. Völlig zu unrecht werden sie dem Bereich der Ethik, des Ideellen, Fiktiven, Illusionären und Utopischen zugeschlagen und erscheinen nicht mehr wirklich und real sichernd und lebensnotwendig. Dabei hat die Erkenntnis, daß Verständigung und Kooperation von Mensch zu Mensch keine Zugaben zu einem nüchtern-sachlichen Leben in der Welt der Technik und des Geschäfts sind, noch nie so deutlich auf der Hand gelegen wie heute. Keiner wird sagen können, er hätte nicht gewußt, daß der Wohlstand und die hochentwickelte Technik der industrialisierten Welt der Armut

und dem Hunger in andern Teilen der Welt abgerungen sind. Und auch die Autonomie des Computerfreaks ist dem E-Werk zu verdanken, das ihn mit Strom versorgt. So ist es zwar eine immer abstraktere Kooperation, der wir unsere Sicherheit verdanken, aber es ist eine Kooperation, die ohne ein gewisses Maß an Abhängigkeit und Unsicherheit nicht zu haben ist.

Je mehr wir vernetzt sind, um so mehr liegt auf der Hand, daß wir Mitglieder einer Gemeinschaft sind; je mehr wir von Produkten und Dienstleistungen in aller Welt profitieren, umso abhängiger sind wir davon. Das Gefühl, in einer Gemeinschaft zu leben – und Adler hat dazu auch das Lebens- und Verantwortungsgedühl des Kosmos gerechnet –, wird damit immer unabweisbarer ein Element der Logik des Zusammenlebens und nicht etwa bloß einer Ethik, auf die wir genauso gut auch verzichten könnten. Mit anderen Worten: Es ist ein schlichtes Gebot der Vernunft, seine Sicherheit nicht auf einer falsch verstandenen Unabhängigkeit von allen andern Menschen aufzubauen, sondern sich so zu verhalten und auch zu sichern, daß man die mitmenschliche Verbundenheit und auch die Eingebundenheit in den Kosmos in seine Sicherungen einbezieht. Über diejenigen, die sich dazu aus einer höheren Warte in eine ethisch-moralische Auftragerfüllung eingebunden wissen wollen müssen, hat Wexberg einmal gesagt: „Wer immer, sei es auch in noch so sublimierter Form, danach strebt, in den Himmel zu kommen, hält eben damit an seinem Ich und an seinem Geltungswunsch noch fest“ (1969, 89).

Auf der Suche nach der Lösung aus diesem Dilemma aus der Angst vor und der Lust am sicheren Untergang möchte ich meine psychologischen Erörterungen hier abbrechen und Ihnen zum Schluß eine zweite Sufi-Geschichte (Shah 1982, 15 ff.) erzählen, in der sich Konturen einer möglichen Aufhebung des Widerspruchs zwischen Angst und Lust am Untergang abzeichnen.

Die Geschichte vom Fluß in der Sandwüste

Ein Strom floß von seinem Ursprung in fernem Gebirgen durch sehr verschiedene Landschaften und erreichte schließlich die Sand-

wüste. Genauso, wie er alle anderen Hindernisse überwunden hatte, versuchte der Strom nun auch, die Wüste zu durchqueren. Aber er merkte, daß – so schnell er auch in dem Sand fließen mochte – seine Wasser verschwanden.

Er war jedoch überzeugt davon, daß es seine Bestimmung sei, die Wüste zu durchqueren, auch wenn es keinen Weg gab. Da hörte er, wie eine verborgene Stimme, die aus der Wüste kam, ihm zuflüsterte: „*Der Wind durchquert die Wüste, und der Strom kann es auch*“.

Der Fluß wandte ein, daß er sich doch gegen den Sand werfe, aber dabei nur aufgesogen werde; der Wind aber kann fliegen, und deshalb vermag er die Wüste zu überqueren.

„*Wenn du dich auf die gewohnte Weise vorantreibst, wird es dir unmöglich sein, sie zu überqueren, oder du wirst ein Sumpf. Du mußt dem Wind erlauben, dich zu deinem Bestimmungsort hinüberzutragen*“.

Aber wie sollte das zugehen? „*Indem du dich von ihm aufnehmen läßt*“. – Diese Vorstellung war für den Fluß unannehmbar. Er war schließlich noch nie zuvor aufgesogen worden. Er wollte keinesfalls seine Eigenart verlieren. Denn wenn man sich einmal verliert, wie kann man dann wissen, ob man sich je wiedergewinnt?

„*Der Wind erfüllt seine Aufgabe*“, sagte der Sand. „*Er nimmt das Wasser auf, trägt es über die Wüste und läßt es dann wieder fallen. Als Regen fällt es hernieder, und das Wasser wird wieder ein Fluß*“.

Woher kann ich wissen, daß das wirklich wahr ist? „*Es ist so, und wenn du es nicht glaubst, kannst du eben nur ein Sumpf werden. Und auch das würde viele, viele Jahre dauern; und es ist bestimmt nicht dasselbe wie ein Fluß*“.

Aber kann ich nicht derselbe Fluß bleiben, der ich jetzt bin? „*In keinem Fall kannst du bleiben, was du bist*“, flüsterte die Stimme. „*Was wahrhaft wesentlich an dir ist, wird fortgetragen und bildet einen Strom. Heute wirst du nach dem benannt, was du gerade bist; doch du weißt nicht, welcher Teil deines Selbst der wesentliche ist*“.

Als der Strom dies alles hörte, stieg in seinem Innern langsam ein Widerhall auf. Dunkel erinnerte er sich an einen Zustand, in dem der Wind ihn – oder einen Teil von ihm?

war es so? – auf seinen Schwingen getragen hatte. Er erinnerte sich auch daran, daß dieses und nicht das jedermann Sichtbare das Eigentliche war, was zu tun wäre – oder tat er es schon?

Und der Strom ließ seinen Dunst aufsteigen in die Arme des Windes, der ihn willkommen hieß, sacht und leise aufwärts trug und ihn, sobald sie nach vielen, vielen Meilen den Gipfel des Gebirges erreicht hatten, wieder sanft herabfallen ließ. Und weil er voll Bedenken gewesen war, konnte der Strom nun in seinem Gemüte die Erfahrungen in allen Einzelheiten und viel deutlicher festhalten und erinnern und davon berichten. Er erkannte: Ja, jetzt bin ich wirklich ich selbst.

Der Strom lernte. Aber die Sandwüste flüsterte: „Wir wissen, weil wir sehen, wie es sich Tag für Tag ereignet: denn wir, die Sandwüste, sind immer dabei, das ganze Flußufer entlang bis hin zum Gebirge“.

Und deshalb sagt man, daß der Weg, den der Strom des Lebens auf seiner Reise ein schlagen muß, in den Sand geschrieben ist (Shah 1982, 15 f.).

So, wie ich die Geschichte verstehe, eröffnet sie uns zwei verschiedene Verständnisse dessen, was wir als Sicherheit begreifen können. Die eine Sicherheit des Flusses bestünde darin, als Flüssigkeit erhalten zu bleiben; legte er es auf diesen äußerlichen Erhalt an, ginge er unweigerlich unter; von seiner inneren Bestimmung, die Wüste zu überqueren, müßte er sich trennen. Lassen Sie uns diese Art von Sicherheit einmal die „Sicherheit des äußerlich-materiellen Erhalts“ oder einfach „Sicherheit erster Ordnung“ nennen.

Die Sicherheit, für die der Fluß sich entscheidet, ist von anderer Art: Er hält fest und sichert sein Ziel, erkennt seine Bestimmung und definiert sich über seinen Weg als das, was es zu erhalten gilt. Weil er seine Eigenart bewahren möchte, weil er festhalten will an dem, was wahrhaft wesentlich für ihn ist, muß er sich verwandeln lassen, sich anvertrauen und regredieren. Der zuerst genannten Sicherheit stünde damit so etwas wie die „Sicherheit des innerlich-ideellen Erhalts“, also eine „Sicherheit zweiter Ordnung“, gegenüber.

Manchmal verhalten wir uns dann ganz anders als der Fluß in der Sufi-Geschichte. Der sieht ja fast augenblicklich ein, daß er

der nicht bleiben kann, der er gegenwärtig ist; er weiß, was er will, und er vertraut seiner inneren Stimme. Für Lust am sicheren Untergang gibt es in dieser Geschichte keine Anzeichen. Wäre er ein Mensch wie wir, würde er vielleicht folgendes tun: Er würde die Stimme überhören oder ihr, wenn sie unüberhörbar würde, nicht glauben. Er würde sich in Sicherheit wiegen, die Zeichen der Zeit leugnen, seine eigenen Einsichten und Erfahrungen verdrängen. Weil nicht sein kann, was nicht sein darf, würde er, am Rande der Wüste angelangt, alles daransetzen, äußerlich-materiell der zu bleiben, der er schließlich immer schon war. Er würde trotzig auf seine Gewohnheit und „sein“ Recht, auf seinen Besitzstand pochen, er würde „das mit dem Sumpf“ für ein Ammenmärchen halten und noch im Versickern Gott und die Welt des Verrats zeihen. – Der Fluß in dieser Geschichte aber hat einen anderen Weg und eine andere Sicherheit gefunden.

Schluß

Die Lust am sicheren Untergang ist als neurotisches Sicherungsstreben das Kennzeichen jeder Neurose. Sie stellt sich dar als ein Sicherungsstreben, in dem das Selbst den Kontakt mit der Realität verliert, in der es etwas zu genießen, zu erreichen und zu überwinden gibt. Der Ausgangspunkt dieser paradoxen bzw. perversierten Lust ist eine verschärfte Selbstwertproblematik (Minderwertigkeitsgefühl).

Aus der Angst um sich selbst fällt das Individuum aus der Dialektik zwischen Lust und Realitätsprinzip heraus. Auf der Flucht vor dem unvermeidlichen Risiko der lebendigen Auseinandersetzung mit der Realität verliert es seine Orientierung an der Überwindung von Problemen und konzentriert sich ausschließlich auf die Überwindung der eigenen Wertlosigkeit und Verzweiflung.

Dabei geht die Verbindung mit der Realität immer mehr verloren. Der natürliche Wechsel von Lust und Leid, das lebendige Auf und Ab von erfolgreicher und nicht erfolgreicher Auseinandersetzung mit Lebensproblemen, das Lust erst möglich, erreichbar und erlebbar macht, muß vermieden werden; eine starre absolute Sicherung des bedrohten Selbst soll diese Dialektik ausschalten. Die

totale Verleugnung jeder Schwäche und Unvollkommenheit führt zu Allmachtsphantasien, zur Endsieg-Mentalität und zu Gewalt.

Am Ende tritt die totale Selbstwert-Sicherung als Selbstzweck anstelle des Ziels der Lust. Dann wird statt der Bedürfnisbefriedigung selbst nur noch das als lustvoll erlebt, was – je mehr desto sicherer – der unmittelbaren Selbstwert-Garantie zu dienen scheint:

- der hemmungslose Erwerb von Geld und Besitz gegen die Angst;
- die maximale Ausschöpfung aller Energiequellen gegen die Impotenz;
- die eigene Arbeit bis zur Erschöpfung gegen die Wertlosigkeit;
- die Selbstgerechtigkeit gegen die Schuld;

- die unablässige Steigerung von Ansehen und Geltung gegen die Scham;
- die Potenzierung der Macht gegen Abhängigkeit und Ohnmacht;
- der Einsatz von Alkohol und Drogen gegen die unliebsame Realität;
- der ungebremsste Fortschrittsglaube gegen die Angst vor dem Tod – endlich:
- der eigene Untergang gegen die Offenbarung von Schwäche und Unzulänglichkeit.

So ist die Lust am sicheren Untergang eigentlich so etwas wie ein Zwang bzw. eine Sucht – entsprungen der verzweifelten Suche und Bestätigung des verzweifelt-unsicheren Selbst: eine Selbstsucht.

Literatur

- Adler, Alfred (1972): Über den nervösen Charakter. (1912). Frankfurt/M.: Fischer
- ders. (1982): Individualpsychologie und Psychoanalyse (1931). In: ders., Psychotherapie und Erziehung, Bd. II. Frankfurt/M.: Fischer
- Bannister, Don & Fransella, Fay (1981): Der Mensch als Forscher. Die Psychologie der persönlichen Konstrukte. Münster: Aschendorff
- Bauriedl, Thea (1992): Wege aus der Gewalt. Herder: Freiburg
- Bund für Soziale Verteidigung (Hg.) (1994): Ziviler Friedensdienst. Minden
- Cooper, David (1978): Die Sprache der Verrücktheit. Berlin: Rotbuch
- Eppler, Erhard (1983): Die tödliche Utopie der Sicherheit. Reinbek: Rowohlt
- Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg (1992): Brief der Kirchenleitung an die Gemeinden u. a. vom 28. 11. 1992. In: Ohne Rüstung leben. Informationen Nr. 61, S. 5
- Freud, Sigmund (1975): Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens (1911). Studienausgabe Bd. III. Frankfurt/M.: Fischer
- ders. (1974): Das Unbehagen in der Kultur (1930). Studienausgabe Bd. IX. Frankfurt/M.: Fischer
- Furtmüller, Carl (1983): Psychoanalyse und Ethik (1912). In: ders., Denken und Handeln. München: Reinhardt

- Joffe, W. G. & Sandler, Joseph (1967): Über einige begriffliche Probleme im Zusammenhang mit dem Studium narzißtischer Störungen. *Psyche* 21, 152-165
- Maturana, Humberto R. & Varela, Francisco J. (1987): Der Baum der Erkenntnis. München: Goldmann
- PSYCHOLOGIE HEUTE (1994): Freitag, der 13. November 2026 (Titelstory). 21. Jg., Mai
- Richter, Horst-Eberhard (1979): Der Gotteskomplex. Reinbek: Rowohlt
- ders. (1993): Wer nicht leiden will, muß hassen. Hamburg: Hoffmann und Campe
- Shah, Idries (1982): Das Geheimnis der Derwische. Freiburg: Herder
- ders. (1991): Die Sufis. München: Diederichs
- Sandler, Joseph & Joffe, W. G. (1969): Auf dem Wege zu einem Grundmodell der Psychoanalyse. *Psyche* 23, 461-480
- STERN-extra (1994): Zeitbombe Mensch. „STERN“ Nr. 16
- Watzlawick, Paul, Weakland John H. & Fisch, Richard (1974): Lösungen. Bern: Huber
- Wexberg, Erwin (1966): Die psychologische Struktur der Neurose (1926). In: ders. (Hg.), Handbuch der Individualpsychologie. Amsterdam: Bonset
- ders. (1969): Individualpsychologie (1931). Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft